

**Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczek, Artur Tworek (Hrsg.):
Im Anfang war das Wort II. Linguistisches Treffen in Wrocław.
 Wrocław/Dresden: Neisse Verlag, 2013, 371 S. ISBN 978-3-
 86276-084-8**

Ružena Kozmová

Der 9. Band der Zeitschrift „Linguistische Treffen in Wrocław“ ist laut der Herausgeber eine „Art inhaltlicher Fortsetzung des vorigen Bandes, der bereits 2012 unter dem gemeinsamen Titel „Im Anfang war das Wort“ erschienen ist“

Strukturell gesehen besteht der umfangreiche 9. Band aus 33 Studien und 5 Doktorandenbeiträgen, denen Abstracts hinzugefügt sind.

Inhaltlich handelt es sich um eine komplexe Auffassung des Konzeptes „Wort“ in einer breiten Fächerung verschiedenster sprachwissenschaftlicher Dimensionen. Untersucht werden Ein- und Mehrwortlexeme, Texte, gesprochene Sprache sowohl auf der Ebene der Sprachgeschichte (diachron) als auch synchron (B. G. Bauske, B. Blahar, R. Budziak, J. Knieja, G. Marschall, M. Schönherr, N. Czemplik) Lexikologie (S. Ludwin, G. Pawlowski, M. Sieradzka, A. Stawikowska-Marcinkowska, J. Stopyra, R. Szubert, P. Židková, R. Utri, J. Wozniak), Morphologie (K. Pittner, M. Urbaniak-Elkholy), Lexikographie (A. Radzik), Syntax (P. Zyromski), Phraseologie (S. Predota), Stilistik und Textlinguistik (J. Bawei, J. Jarosz, K. Krzemińska, E. Pawlikowska-Asendrych) bis zu deren Gebrauch (A. Urban, J. Nesswetha). Fast sämtliche Beiträge haben einen kontrastiven, bzw. konfrontativen Charakter, der nicht nur auf den deutsch-polnischen Vergleich beschränkt ist.

B. G. Bauske (S. 17–25) befasst sich mit den Übersetzungen (ins Dänische, Englische, Französische, Italienische, Niederländische) ausgewählter deutscher Wörter von Arno Schmidt. Dabei konzentriert er sich auf die etymologisch-phonetisch-phonologische Analyse der Wörter *Dschieses*, *Kraist*, *Pfiuwitt*, *Kikeriki kakanei*, *Kikero*, *Käsar*, *Alles Leghorn*.

Zu ausgewählten Aspekten des Wortgebrauchs schreibt **Izabela Bawei** (S. 27–34). Der Gegenstand ihres Beitrags richtet sich auf Fehler, die beim Übersetzen entstehen können. Die Autorin macht auf die Polysemie von Wörtern aufmerksam, die insbesondere beim Erlernen einer Fremdsprache zum Vorschein kommt. Die unerfahrenen Lerner stoßen oft darauf, dass sie keine angemessene deutsche Entsprechung für ein bestimmtes polnisches Wort finden können. Als Beispiele werden die folgenden Lexeme angeführt: „*ciasto*“, „*dolek*“, „*grzyb*“, „*jezyk*“, „*odkrycie*“, „*tlumaczka*“, „*wrózka*“, „*wstep*“. Dabei wäre es angebracht, auf den umgekehrten Fall einzugehen, also darauf hinzuweisen, dass auch die deutschen Lexeme polysem sind, so dass der Lerner die Variabilität der Bedeutung in einer Gegenüberstellung der Fremd- und Muttersprache sehen könnte.

Der Beitrag von **M. Bilik-Jasków** (S. 35–42) konzentriert sich auf die „Problematik der Übersetzbarkeit des Werbeslogans vor dem Hintergrund des Skopostheorie“. Zum Gegenstand der Analyse nahm die Autorin polnische (z. B. *Otec, prac?*, *IKEA – Ty tu urządzisz*) und deutsche (z. B. *Wir sagen Tankeschön, Essen gut, alles gut. Knorr*) sprachlich-kulturell bezogene Werbeslogans. In Anlehnung an Smith (1998:87) betont Bilik-Jasków (S. 41) die Notwendigkeit zu überprüfen, ob beim Übersetzen von Werbetexten das Produkt „eine ähnliche Funktion auf dem neuen Markt erfüllt“, und des Weiteren ob, „das Publikum vergleichbare positive Konnotationen durch die in der Werbung gewählten Images assoziiert.“ Dem anschließend schlägt die Autorin fünf Übersetzungsstrategien vor (keine Übersetzung, Importwerbung, direkte Übersetzung, Adaption, Revision).

Eine ausführliche sprachliche Analyse ausgewählter Grabinschriften nahm **Boris Blahak** zum Thema seines Beitrags (S. 45–55). Blahak stellt u. a. fest ein deutliches Streben der anonymen niederbayerischen Autoren nach der Hochsprache. Der Autor wies auf den Anteil der Dichtersprache „auf der Ebene der Lautung und der Morphologie“ hin, die durch großräumig verbreitete, sekundäre Dialektmerkmale geprägt worden ist. Laut Blahak (S. 53) benutzen Autoren neben oberdeutschen Formen auch Schreibweisen, die Opitz' ostmitteldeutschen Vorgaben entsprechen, wobei „bemerkenswert“ besondere, offenbar auf einer höheren stilistischen Ebene verortete Schreibweisen seien.

Die deutschen Grabinschriften behandelt auch **Jozef Jarosz** (S. 105–113), indem er sich auf die Stilfiguren konzentriert. Seine Analyse wird anhand des Korpus (Inschriften aus Friedhöfen in Bautzen, Bischofswerda, Breslau, Görlitz und Berlin in der Zeitspanne 1790–2010) durchgeführt. Nach der kurzen Einteilung der Stilfiguren widmet sich Jarosz den einzelnen Figuren, wie dem Parallelismus (zwei-, dreigliedriger Parallelismus), der Antithese, der Anastrophe (genitivus explicativus, qualitatis, partitivus etc.), der Umkehrung des Sinnes, der rhetorischen Frage und dem Paradoxon. Abschließend wird für die Grabinschriften festgestellt, dass zu den meisten rhetorischen Stilmitteln Parallelismus, Antithese und Anastrophe gehören.

Anaphorische Referenzmittel im Althochdeutschen behandelt **Monika Schönherr** (S. 241–248). Die Verwendung von pronominalen Referenz-Strukturen sei laut der Autorin nicht nur stil- bzw. registergesteuert, sondern vielmehr diskurspragmatisch motiviert, wobei sich dabei ein reguläres Muster zu erkennen ließe. Die Überlegungen werden an zwei althochdeutschen Texten, dem „althochdeutschen Tatian, einer lateinisch-althochdeutschen Bibelbilingue und dem Evangelien-Poem Otrfrids von Weißenburg verdeutlicht.“ Abschließend stellt Schönherr fest, dass Demonstrativpronomen im Althochdeutschen als „genuine Mittel der Wiederaufnahme von nicht topikal Diskursreferenten, also den Diskursreferenten fungieren, die auf der Aktiviertheitsskala eher im unteren Bereich positioniert sind.“ Die Tatsache, dass diese Verhältnisse in den Übersetzungstexten schwanken, ist laut der Autorin damit zu begründen, dass die Translate vielfach den genuinen Mustern der Ausgangssprache originalgetreu folgen.

Zum Thema „Pejorativ gefärbte sozialistische Neologismen in der polnischen Umgangssprache“ spricht **Malgorzata Sieradzka** (S. 249–258). Die Autorin beruft sich auf die im „Jahre 2007 erschienenen „polnisch-deutschen Wörterbuch der Neologismen“ entnommenen lexikalischen Einheiten, die im Allgemeinen dem Wortfeld „Politik und Gesellschaft“ zuzuordnen sind.“ Von den in der sozialistischen Zeit entstandenen Wörtern analysiert die Autorin die „Neologismen“ wie „*konspira*“, „*lojalka*“, „*aparaczyk*“ vor einem breiten gesellschaftlichen Hintergrund, indem sie deren Vorkommen in einzelnen polnischen Wörterbüchern prüft. Laut Sieradzka wird die Bedeutung solcher Wörter überraschenderweise unterschiedlich erklärt, „insbesondere bei der Erklärung der Einträge sowie bei den stilistischen Markierungen, mit denen die Benennungen in den untersuchten Nachschlagewerken versehen werden.

Agnieszka Stawikowska-Marcinkowska (S. 259–269) nahm zu ihrem Untersuchungsgegenstand Adjektiv-Substantiv-Kollokationen der deutschen Zivilprozessordnung. Zum Zweck der Ermittlung der genannten Kollokationen wurde das Kriterium der Morphosyntax eingesetzt. Die Belege wurden kontrastiv auf der Ebene der Gemein- und Rechtsprache untersucht, die Autorin behandelt nur einen Bruchteil des komplexen Untersuchungsanliegens. Stawikowska-Marcinkowska kommt zur Schlussfolgerung, dass die deutsche Zivilprozessordnung reich an Adjektiv-Substantiv-Kollokationen ist. Dennoch fügt die Autorin hinzu, dass im Allgemeinen die Verb-Kollokationen überwiegen und „dementsprechend erstrangig sind.“ Prozentuell gesehen sind nur 19 % als feste Verbindungen anzusehen, die Mehrheit bilden okkasionelle und unfeste Wortverbindungen.

Die Kollokationen im „Variantenwörterbuch des Deutschen“ wurden zum Thema bei **Anna Radzik** (S. 233–240). Laut der Autorin wird nationalspezifische und areale Klassifizierung der Kollokationen zur wesentlichen Leistung des „Variantenwörterbuchs“. Die Kollokationen werden „nach ihren Länderkürzeln bezeichnet“, wobei die „meisten der notierten Kollokationen Austriazismen und Helvetismen sind.“ Abschließend stellt Radzik fest, dass „der korpusbasierte Ansatz und die Auswahl von Stichwörtern und Kollokationen auf der Grundlage ihrer Frequenz in realen Texten ein großer Vorteil“ des genannten Wörterbuchs darstellen.

Renata Budziak behandelt gesprochene Sprache vor dem Hintergrund der Sprachgeschichte (S. 57–64). Die Autorin verfolgt die Entwicklung der gesprochenen Sprache, indem sie sich auf die Arbeiten von Koch/Oesterreicher (1997, 2004) und Agel/Hennig (2007) stützt. Abschließend wird konstatiert, dass „die Suche nach der historischen Mündlichkeit zwar möglich ist“. Es darf dennoch nicht vergessen werden, „dass die gesamte Sprachgeschichte ausschließlich auf schriftlichen Zeugnissen aufgebaut ist (S. 64) und deshalb nur indirekte Rückschlüsse auf den tatsächlichen Sprachgebrauch möglich seien.

Auch der Beitrag von **Ilona Czechowska** (S. 65–71) ist den Problemen der Übersetzungswissenschaft gewidmet. Die Autorin geht von dem Bibelzitat „Im Anfang war das Wort“ aus und im Sinne der Übersetzungstheorie von Karl Dedecius (1986, 1989, 1995) diskutiert die Autorin mehrere Übersetzungen des genannten Zitats. Dabei wird betont, dass man fremde Texte nicht „Wort für Wort“ übersetzen soll, sondern man muss den Text zuerst inhaltlich erfassen und erst dann den Sinn des Satzes wiedergeben.

Eine diachronische Analyse des Lexems „Arbeit“ wird zum Gegenstand des Beitrags von **Jolanta Knieja** (S. 133–139). Nach einer ausführlichen sprachgeschichtlichen Analyse stellt die Autorin eine Bedeutungsverschiebung des untersuchenden semantischen Feldes fest, also „aus dem Negativen, Nicht-Wünschenswerten“ zu der Bedeutung „Notwendigkeit“, „Pflicht“, „äußerlicher Zwang“. Dies jedoch muss laut Knieja am weiteren lexikographischen Korpus überprüft werden.

Barbara Czwartos (S. 74–80) präsentiert theoretische Überlegungen zum Einsatz der angemessenen Unterrichtssprache. In Anlehnung an Kaczmarek (2003) diskutiert sie Vorteile der Trennungs- (die Muttersprache wird im Unterricht ausgeschlossen) und Assimilationsstrategie (die Muttersprache als Bezugssystem wird im Unterricht gefördert). Czwartos macht auf die Interimsprache aufmerksam, die als Übergangsphänomen im Unterricht verstanden und unterstützt werden soll. Im Zusammenhang mit dem Einsatz der Muttersprache im Unterricht führt die Autorin zwei Argumente von Butzkamm (2004). Zum einen wird das „Wissensnetz“ der Muttersprache benutzt, zum anderen wird der Aufbau der Kompetenzen in dem lexikalischen und grammatischen Subsystem der Muttersprache gefördert. Abschließend wird die Notwendigkeit der Erklärung von grammatischen Strukturen betont, denn die Lerner bekommen dadurch Einsicht „in beide Sprachsysteme“ und dadurch können sie die Regel in der Fremdsprache effektiver erlernen.

Zur Wirkung der gesprochenen und nicht ausgesprochenen Worte im Bereich universitärer Kommunikation spricht **Beata Grzeszczakowska- Pawlikowska** (S. 95–103). Sie präsentiert ihre Ergebnisse anhand eines „Vorversuchs“, dessen Ziel „Mittel und Möglichkeiten zur Erhöhung kommunikativer Effektivität in der Zielsprache Deutsch“ für polnische Studierende im Sprachhandlungstyp „Informieren/Referieren“ war. Zunächst werden das Testmaterial, Untersuchungsmethoden (S. 99) und daran anschließend auch der Vorversuch, seine Ziele und Ergebnisse dargestellt. Abschließend stellt Pawlikowska das Vorkommen von den folgenden Korrelationen wie die Wahrnehmung des fremden Akzents und dessen Wirkung, die prosodische Gestaltung, den inhaltlichen Nachvollzug der Referate und global die Wirkung des Referenten.

Zu Mehrdeutigkeitsspielen in Kinderbüchern äußert sich **Anna Urban** (S. 287–298). Zunächst wird das Wortspiel überhaupt charakterisiert, des Weiteren wird die Absenz der

Übersetzbarkeit der Wortspiele betont. Die Autorin analysiert Namensspiele, Mehrdeutigkeitsspiele, Paronyme-Spiele, Wortbildungsspiele und Phraseologismen. Zum Abschluss macht sie darauf aufmerksam, dass die Mehrzahl der Originalwortspiele nur dann übersetzt werden können, wenn „Ersatzmechanismen Anwendung finden werden.“

Peter Ernst bietet in seinem Aufsatz (S. 81–93) eine „aktualisierte Überarbeitung“ seines in „Fontibus veritas“ veröffentlichten Beitrags an. Ernst behandelt die Genealogie der Familie von Leonhard Bloomfield, indem er neue Informationen über die Familienmitglieder von Bloomfield präsentiert. Laut Ernst „scheint der Zusammenhang zwischen Bloomfield, Weiss, Charles Morris und dem Wiener Kreis von besonderem Interesse“. Entscheidend aber ist auch die Tatsache, dass Rudolf Carnap, Leonhard Bloomfield und Charles Morris in den Jahren 1936–1949 an der Universität in Chicago waren. Zu dieser Zeit „fiel die Vorbereitung des riesigen Projekts“ der „Encyclopedia of Unified Science“, wobei als Teilband I, 4 im Jahre 1939 Leonard Bloomfields „Linguistic Aspects of Science“ erschienen ist.

Die syntaktische Sprachebene wird durch den Beitrag von **Marcelina Kalaszniak** vertreten, die ihre Aufmerksamkeit auf die adnominalen Attribute lenkte (S. 115–121). Die Autorin legte ihrer Korpusanalyse 200 analytische Eisdessert- Bezeichnungen zugrunde, wobei die Ausgangsbasis die Typologie der Attribute in Engel (2009) bildet. Es soll „der Frage nachgegangen werden, inwieweit die Speisebezeichnungen als feste lexikalisierte syntaktische Fügungen angesehen werden können“. Die Autorin schlussfolgert, dass die Nominalphrasen im rechten (Komitativ-, Lokal-, Qualitativ- und Modalangabe, nachgestellte Adjektive, Nomen invariants) und linken Feld (Adjektive, genitivus auctoris, Artikel mit dem Adjektiv, possessives Determinativ) vergleichbar sind, im Vergleich zu mit beiden Feldern besetzten Nominalphrasen, die nur „marginal“ vorkommen.

Piotr Zyromski (S. 315–323) betrachtet Subordination und Unterordnung aus seiner Sicht. Der Autor charakterisiert den Begriff Subordination zunächst im Allgemeinen, dann weist er auf „die Notwendigkeit“ hin, „bei Sprechen von Subordination drei Größen deutlich“ voneinander abzugrenzen. Diese Größen müssen prototypisch vorliegen, „damit in einem Satz von Subordination die Rede sein kann.“

Das Kulinarische, diesmal eher dem Bereich der Wortbildung vorbehalten, kommt im Beitrag von **Stephan Ludwin** (S. 161–167) zum Vorschein. Von Bezeichnungen bestimmter Nahrungsmitteln wurden die Verben abgeleitet und in 9 Gruppen eingeteilt (z. B. Namen der Speisen, Getränke, Wurstwaren, der Gemüse- und Obstsorten etc). Das exzerpierte Material wurde dann näher klassifiziert. Abschließend konstatiert der Autor, dass die untersuchten Verben das sprachliche Bild der Nahrungsmittel auf unterschiedliche Art und Weise abbilden.

Janusz Stopyra befasst sich mit uneigentlichen Komposita und Rektionskomposita (S. 267–269). Der Autor stellt sich zum Ziel nach Systematisierungsmöglichkeiten der deutschen Lexik für die „von Grimm (1828) erstmals so genannten uneigentlichen Komposita und auf die Rektionskomposita“ zu suchen. Auf der genannten Suche gelang der Autor zu „den determinativen Zusammensetzungen vom Typ Substantiv + Substantiv und Adjektiv+Substantiv sowie zu den kopulativen Zusammensetzungen. Laut Stopyra zeigten sich zahlreiche Wortbildungsmuster der Art von Rektionskomposita, die „überschaubar“ sind, also die Beziehungsart der beiden Bestandglieder zu erkennen sind.

Die Rolle des Personenbegriffes (lexikalisch-semantische Explikation) wird in dem Beitrag von **Rafał Szubert** (S. 271–280) präsentiert. Dabei wird die Person als natürliche, physische und juristische Person analysiert. Die Kategorisierung des Personenbegriffes kommt im ethischen Diskurs über die Würde des Menschen zum Ausdruck, was als ein kategoriales Paradox klassifiziert wird. Bei der Explikation stützt sich der Autor auf die fundamentalen Methoden (der semantische Diskurs und die semantische Repräsentation). Den „Grundbaustein der Explikation“ stellen laut Stopyra Phrasen dar, die das Lexem Person als Kern haben und im Hinblick auf die morpho-syntaktische Funktion spezifiziert sind.

Michael Thiele (S. 281–286) analysiert rhetorische Baumetapher in der pietistischen Predigt. Es handelt sich um Umfeld der Lexeme „Erbauung“, erbaulich reden“, „die Gemeinde erbauen“. Der Autor stellt eine extrem häufige Verwendung der Lexeme Herz und Erbauung in der pietistisch geprägten religiösen Aufklärung fest. „Aufgeklärt ist der Pietismus, da er sowohl Gefühl und dem Herzen ihren Platz einräumt als auch gleichermaßen dem Verstand und der Vernunft.“

Einen interessanten Beitrag zum Thema Jugendsprache bietet **Karin Pittner** (S. 213–220) an. Die Autorin analysiert wertende Adjektive, die durch Konversion von den Nomen entstehen, indem sie konstatiert, dass solche Modewörter sehr schnell veralten und durch „neue Ausdrücke ersetzt werden.“ Die Analyse der Belege zeigt laut Pittner, dass Nomina „aus bestimmten semantischen Feldern sich besonders gut als Ausgangsbasis für Wertausdrücke eignen“ (Abfall und Ausscheidungen: z.B. Müll, Schrott, Scheiße, Kacke), negative Ereignisse und Erfahrungen etc. (Hölle, Panne, Flop). Dabei vertritt die Autorin die These, dass „die de-substantivische Konversion von der Prädikativposition ihren Ausgang nimmt.“

Eine kontrastiv angelegte Studie zu deutschen Phraseologismen und deren Entsprechungen ist im Beitrag von **Stanislaw Prędoła** (S. 221–231) zu finden. Der Autor konzentriert sich auf die Phraseologismen, die Euphemismen (dt. Euphemismen aus den Bereichen Sex und Tod) darstellen und in dem nächsten Schritt werden polnische Entsprechungen die als Euphemismen im Polnischen funktionieren. Sämtliche Phraseologismen wurden in in Äquivalenztypen (I. – III.) eingeteilt, wobei der Äquivalenztyp II (57,6 % bei weitem dominiert).

Sebastian Kiraga (S. 123–132) skizziert in seinem Beitrag „erste, vorsichtige Überlegungen für ein vielleicht einmal zu verfassendes Wörterbuch der Zeugen Jehovas“. Der Autor versteht die Sprache der Zeugen Jehovas in Anlehnung an Greule (2012) als Theolekt. Laut Kiraga gehören zu den Besonderheiten des Theolekts der Zeugen Jehovas a) der große Einfluss des Englischen, b) eine starke Reglementierung des Kommunikationsablaufs, c) eine nicht zu übersehende Diskussionslosigkeit während der Treffen. Bei der Vorstellung des künftigen Wörterbuchs geht der Autor auf die Makro- und Mikrostruktur ein. Abschließend wird ein Probeartikel angeführt (christliches, gegenwärtiges, jüdisches, kommendes System der Dinge und System der Dinge).

Die Textlinguistik wird durch den Beitrag von **Katarzyna Krzemińska** (S. 141–148) vertreten. Die Autorin behandelt Texte als kommunikative Größen, indem sie eine Vielfalt der Kriterien für die Definition der Textlinguistik, wie auch des Textes selbst feststellt. Nach welchen Kriterien einzelne Texte bestimmten Textsorten zugeordnet werden, sei laut Krzemińska umstritten, dennoch schlussfolgert sie Existenz bestimmter Merkmale der Textsorten, die dann „Gruppen von Texten voneinander abgrenzen können.“

Elzbieta Pawlikowska-Asendrych (S. 193–200) analysierte Beschwerden, die im politischen Diskurs auftauchen können. Die Autorin setzt sich das Ziel, die angemessenen „Beschwerstrategien festzulegen und dabei die Redemittel zur Verbalisierung der Beschwerde zu beschreiben“. Zum Schwerpunkt der untersuchten Beschwerde wurden Probleme der tabuisierten Themenbereiche (z. B. Geschlechtsverkehr), Tabubruch, Tabuzone, deutsches Leiden, Unrecht, Vertreibung, Verbrechen, unterschiedliche Traumata etc. genommen. Als Beschwerdestrategien werden behandelt die Beschwerde durch Aufforderung, Vorwurf, Versprechen und durch die rhetorische Frage. Auch sprachliche und stilistische Mittel werden analysiert, indem sie am Beispiel der Adverbien, Demonstrativpronomen, Ellipsen, Ausklammerungen, Wiederholungen und des Bezugs auf die Autoritäten exemplifiziert werden.

Mit den religiös motivierten Entlehnungen befasst sich **Elzbieta Kucharska-Dreiss** (S. 149–159), indem sie das deutsche Lexem „Gnade“, „Rosenkranz“ und das polnische Lexem „*superintendent*“ analysiert. Es zeigte sich, dass Religion(en) einen Einfluss auf die Sprache(en) haben, was die Autorin mit den folgenden „Aspekten“ belegte. Zum einen sind es Veränderungen in verschiedenen Bereichen der religiösen Kommunikation, zum anderen ist es

die spätere Veränderung in der Bedeutungsentwicklung, die einen noch nicht abgeschlossenen Prozess darstellt.

Eine beachtenswerte Analyse ist im Beitrag von **Gottfried Marschall** (S. 177–192) dargestellt, der „das Wort“ als Apellativum auf allen Sprachebenen betrachtete und auf seinen vielfältigen Gebrauch hingewiesen hatte. Das „Wort“ ist nicht nur „Werkzeug und Sinnvermittler in der Gesellschaft, also in der Religion, (in der Bibel, im Koran, in der Tora mit dem Pentateuch), in der Philosophie, aber auch das „Wort“ als Bedeutungsträger und kommunikatives Werkzeug. Das „Wort“ als sprachliche Einheit scheint laut Marschall ein „problematischer“ Fall (S. 182ff.) zu sein, denn das Wort steht in der Konkurrenz mit Lexemen, Morphemen und Phrasen. Das Herangehen des Autors zeigt jedoch, dass die genannten Phänomene nicht völlig „isolierbar“, sondern als solche, die „sich berühren, überkreuzen und überlagern“ zu betrachten sind. Folglich erscheint das „Wort“ als „sprachliche Einheit, als Teil eines Syntagmas, als Ergebnis einer Verdichtung, Verkürzung (etc.) und als Äußerung“. Abschließend wird nach der Wort-Definition gesucht, indem das Wort „als Rahmen definiert, der verschiedene Füllungsmöglichkeiten mit hierarchisch geordneten Lexemen und Morphemen zulässt.“

Grzegorz Pawlowski befasst sich mit den epistemischen Formanten der idiolektalen Bedeutung (S. 201–211). Die Formanten-Typen (wer, was, wie) stellen laut Autor das kognitive Formanten-Menü jeder idiolektalen Bedeutung einer kognitiven Ausdruck-, Satz- oder Textform. Es wird festgestellt, dass die Architektur der idiolektalen Bedeutungsstruktur an die Semantiker „besonders große Anforderungen stellt“. Dies setzt u.a. voraus, dass die bisherigen methodologischen Verfahren verlassen werden und die neuen eingesetzt werden. Pawlowski schlägt „die anthropozentrischen Grundsätze zur epistemologischen Semantik zusammen mit den Grundlagen und formalen Analysemethoden der modernen Frame-Semantik“ vor.

Über die Bedeutung des Wortes in der Theologie spricht **Reinhold Utri** (S. 299–305). Im Zusammenhang mit dem Thema „Wort“ sind laut Autor für religiöse Menschen einige Gedanken darüber zu machen. Utri geht dann auf die Analyse des Satzes „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein...“ ein, der manche Reflexionen hervorruft, so dass der Autor den Menschen als sprachliches Wesen einsieht, für den bestimmte Worte heilig sind. Diese Wörter stellen etwas „Höheres, Übernatürliches, etwas Heiliges, Heilendes etc.“ dar.

Im Bereich der Religion bleibt auch der nächste Beitrag von **Pavlna Žídkova** (S. 307–314). Die Autorin analysiert konfessionelle Termini in der Sprache der katholischen Kirche. Zunächst eine kurze Charakterisierung von Fachsprache, kurz die Fachsprache überhaupt, dem folgt dann eine kurze Charakteristik der Fachsprache der katholischen Kirche. Die analysierten Termini teilt sie dann in endemische, teilweise endemische und nicht-endemische Termini, wobei die Autorin tschechische Äquivalente von den französischen analysiert (z.B. fr. *Angélu*, tsch. *Anděl Páně*, oder fr. *Ostensoire*, tsch. *Ostensorium*, ebenso fr. *Procession*, tsch. *Procesí* etc.).

Doktorandenforum stellen Beiträge von László Barna (S. 327–333) „Die Übersetzung von Lőrinc Szabo: die Judenbuche“, von Nikolai Czemplik (S. 335–339) „Dialektale Besonderheiten am Beispiel des sächsischen Dialekts“, von Julia Nesswetha (S. 341–345) behandelt das sog. „Prager Deutsch“ bei Franz Kafka, und der letzte, kontrastiv angelegte Doktorandenbeitrag ist von Magdalena Urbaniak-Elkholy (S. 347–351), die sich mit den komplexen deutschen Partizipialphrasen befasst.

Zum Schluss sei noch einmal hervorgehoben, dass die rezensierte Zeitschrift tatsächlich eine Fülle von Sichtweisen des Sprachphänomens WORT darstellt und aus vielen Gründen empfehlenswert ist.